

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-05244-7

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Maximilian Probst

Verbindlichkeit

Plädoyer für eine unzeitgemäße Tugend

Rowohlt

1. Auflage Januar 2017
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Lektorat Isabell Trommer
Satz Nyte PostScript, InDesign
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 498 05244 7

Inhalt

Inhalt

Vorwort

Kapitel 1 Mit der Technik in die Welt der tausend Möglichkeiten

Kapitel 2 Unter Bauern und Hipstern

Kapitel 3 Das Moderne-Massiv

Kapitel 4 Die Ehe

Kapitel 5 Die größte Verbindlichkeit

Kapitel 6 Drei sind ein Paar oder: Unterwegs zum Universalismus

Kapitel 7 Schulden und Gaben: Die Politik der Verbindlichkeit

Kapitel 8 Die Ästhetik der Verbindlichkeit

Kapitel 9 Unsere Freiheit

Literaturnachweise

Kapitel 1

Mit der Technik in die Welt der tausend Möglichkeiten

1. Juli: Verbindlichkeit, Verbindlichkeit, ich habe noch immer nicht gesagt, was das eigentlich genau ist. Langsam schulde ich dem Fortgang des Buches eine Begriffsbestimmung. Aber wenn das so einfach wäre. Ein Begriff ist so gut wie immer ein Kampffeld, gemeinhin gilt: Je interessanter ein Begriff, desto heftiger wird um seine Bedeutung gerungen. Das Ringen um die Verbindlichkeit ist zurzeit ein eher krudes Handgemenge. Die Philosophen haben das Thema zwar oft genug gestreift; sie haben sich den Kopf über Verträge, Versprechen, Gesetze zerbrochen, über Treue, Ehre und Sitten, doch die Verbindlichkeit haben sie geradezu sträflich vernachlässigt. Gut so: Ich kann gleich zur Sache kommen – zur Verbindlichkeit, wie ich sie sehe.

2. Juli: Verbindlichkeit ist ein Verhalten, bei dem sich jemand einer Absichtserklärung unterwirft und sich verpflichtet fühlt, diese, so gut es geht, umzusetzen. Die Verbindlichkeit knüpft ein Band zwischen zwei Menschen, oder auch, wenn mehrere derselben Absicht folgen, einen Bund. Es ist ein soziologischer Begriff, der immer eine zweite, wenn nicht dritte Person einschließt. Aus dieser Perspektive scheint es allerdings verwunderlich, von einer Verbindlichkeit sich selbst gegenüber zu sprechen. Geht es schließlich nicht nur mich an, ob ich mich an meine selbstgesetzte Vorschrift halte? Wenn schon Liebe eine solipsistische Schlagseite haben soll, wie der Soziologe Georg Simmel mit einem Ausruf von Philine in Goethes «Wilhelm Meisters Lehrjahre» unterstreicht («Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?»), dann müsste Verbindlichkeit sich selbst gegenüber erst recht eine selbstbezügliche Veranstaltung sein. Für Hannah Arendt sind aus diesem Grund «Versprechen, die ich mir selber gebe», so «unverbindlich wie Gebärden vor dem Spiegel».

Dagegen spricht, dass in der Verbindlichkeit mir selbst gegenüber die zweite Person zwar nicht real gegenwärtig ist, aber immer mitge-

dacht wird. Wo ich mir selbst gegenüber verbindlich sein will, spalte ich mich auf in eine handelnde Person und eine weitere, die beobachtet, ob ich der mir gegebenen Vorschrift folge – voilà, das Gewissen. Seinen Sinn erfüllt auch das Gewissen nur, wenn es potenziell öffentlich ist. Das Gewissen beurteilt all die Dinge, die in Wahrheit nur mir sichtbar sind, ganz so; als geschähen sie mitten auf dem Marktplatz. Deshalb könnte man sich etwa schämen, einen Porno zu schauen, selbst wenn niemand dabei zusehen würde. Genau das machen sich heute technische Gadgets zunutze, indem sie das Gewissen outsourcen.

Diese Gewissens-Apps funktionieren so: Wir teilen beispielsweise der App mit, wie oft und wie lange wir in der nächsten Woche joggen wollen. Sobald wir dann laufen, wird unsere Zeit von der App im Smartphone an das entsprechende soziale Netzwerk weitergereicht. Für jeden ist einsehbar, ob wir unser Plansoll erfüllt, vielleicht sogar übertroffen oder aber weit verfehlt haben.

Das Tagebuch funktioniert seit Jahrhunderten auf ähnliche Weise. Es schreibt demjenigen, der sich ihm unterworfen hat, jeden Tag von neuem vor, ein Schreibgerät zur Hand zu nehmen und Rechenschaft abzulegen über das, was man getan hat, nachvollziehbar für jeden, der draufschauen wird. Auch wenn die Vorschrift, die aus der Form hervorgeht, manchmal noch verstärkt werden muss durch nachfolgende Vorschriften. Ein Beispiel dafür gibt uns der berühmteste aller Tagebuchschreiber, Samuel Pepys, mit seiner Notiz vom 14. Januar 1666: «Lege ein schriftliches Gelübde ab, daß ich jeweils mein Tagebuch geführt haben muß, bevor ich eine Frau küsse oder Wein trinke.» Nicht viel anders halte ich es mit meinen Aufzeichnungen.

Wie bei den Gewissens-Apps ist auch beim Tagebuch das Publikum stets zugegen: in Form der Ehefrau, die es nach dem Tod des Mannes in der Schreibtischschublade findet, in Form der Nachwelt des Schriftstellers, denn ihr ist in Wahrheit noch das intimste «Journal intime» gewidmet, oder eben in Form der mit dem Marktplatz verbundenen Livecam, dem Gewissen. Sind wir religiös gestimmt, ist für uns die Livecam mit dem Himmel als Kontrollpunkt verbunden, von dem aus alle unsere Handlungen und Regungen gesehen und registriert werden. Die Verbindlichkeit sich selbst gegenüber ergibt sich also aus dem Umstand,

dass alles, was ich tue, potenziell von anderen gesehen wird, wenn nicht vom «Ganz anderen», um den Begriff des Religionsphilosophen Rudolf Otto für die Dimension des Göttlichen aufzugreifen.

Unsinnig wird die Rede von der Verbindlichkeit sich selbst gegenüber erst, wenn nichts und niemand sie bezeugen könnte. Würde ich mich auf das florierende Gebiet der Dystopie und des Last-Man-Romans begeben, käme ich zu folgendem Plot: ökologisch-technologische Katastrophe, die Welt fliegt in die Luft, nur ein Mann entkommt in einer gut ausgestatteten Raumkapsel und treibt durchs All, unbedeutender als Asteroidenstaub. Nichts, das in dieser Weite, in dieser Stille lebte. Gott? Lachhaft! Wird der Mann jetzt ein Tagebuch führen? Nein, er wird Pornos schauen. Ohne Scham. Bis ans Ende seiner Tage.

Es kommt offenbar alles drauf an, dass die Verbindlichkeit, die wir eingehen, bezeugt und öffentlich gemacht wird. Ich kann im Geheimen lieben, aber ich kann nicht im Geheimen verbindlich sein. Wir treten mit der Verbindlichkeit aus unserer Intimsphäre heraus. Aber wohin? In eine Welt, der wir uns exponieren. In eine Welt, die uns prüft.

Ich habe mich vorgestern mit einem Freund verabredet. Wir wollen uns heute um 21 Uhr an der Ecke Reeperbahn / Hamburger Berg treffen. Als nicht ganz unverbindlicher Mensch habe ich ihm versprochen, um 21 Uhr wirklich dort zu sein. Ich habe ihm mein Wort gegeben, zu kommen, die Verbindlichkeit besteht darin, diesem Wort Folge zu leisten. Die Prüfung lautet also: Schaffe ich das?

Nun kann von dem Moment an, in dem ich mein Wort gebe, bis zu dem Moment, in dem ich es einlösen will, eine Menge passieren. Und dummerweise leben wir in der Zeit, in der eigentlich immer etwas passiert. Eine vor Jahren weggezogene Freundin meldet sich, sie sei für einen Tag in der Stadt, ob man sich nicht mal wieder sehen könne. Ein Arbeitskollege wechselt den Job und will noch kurzfristig seinen Abschied begießen. Ich bekomme schwer zu ergatternde Theaterkarten von einem Onkel, der umdisponieren musste. Und die große Welt steht auch nicht still, ganze Länder können unterdessen pleitegehen, die Aktienkurse krachen zusammen, die Boulevardzeitungen titeln: «So bringen Sie Ihr Geld in Sicherheit!», während anderswo Bomben in die Luft ge-

hen, und da will ich einfach meinem privaten Vergnügen nachgehen, ein banales Bier trinken, als wäre nichts geschehen? Weil so viel passieren kann, stirbt unser Vorsatz auf dem Weg zum Ziel. Durchgefallen.

Jetzt muss ich dringend den Freund anrufen. Heute Abend wird das nichts. Ich habe so viel geschrieben, dass mir der Kopf raucht, er wird es verstehen.

3. Juli: Wir erleben hier die Variation eines Themas, auf das die moderne Dichtung wieder und wieder zurückgekommen ist: das Nicht-Ankommen. Man höre einmal die Strophen des 1924 gedichteten Reiterlieds von Federico García Lorca und lasse sich nicht irritieren, dass von Oliven und Pferden, vom Mond und von Türmen die Rede ist:

*Córdoba.
Einsam und fern.*

*Schwarzes Pferdchen, großer Mond,
Oliven im Sack meines Sattels.
Wohl weiß ich die Wege,
doch nach Córdoba komme ich nie.*

*Durch die Weite, durch den Wind,
schwarzes Pferdchen, roter Mond.
Der Tod starrt mich an
von den Türmen Córdoba's.*

*Ach, wie lang ist der Weg!
Ach, mein wackeres Pferd!
Ach, mich holt schon der Tod,
eh ich in Córdoba bin!*

*Córdoba.
Einsam und fern.*

Wenn wir im Reiter den eigenen Willen erkennen und in Córdoba unser Ziel, dann spricht dieses Gedicht von uns, von unserer Unverbindlichkeit: Eigentlich willst du übermorgen deinen alten Schulkameraden treffen, aber dann ... Eigentlich willst du eine feste Bindung eingehen, willst Frau und Kinder an deiner Seite, du siehst das Ziel schon vor dir, weißt, wie es zu erreichen wäre, du müsstest jetzt nur, aber irgendwie, irgendwas ... Eigentlich willst du Schluss machen mit dem Wörtchen «eigentlich». Aber schon ist der Vorsatz tot. Und einsam und fern wieder das Ziel, einsam und fern wie die Türme von ...

... Córdoba. Da wollte ich mit meiner Frau in den letzten Ferien eigentlich auch noch hin.

Woher kommt das Dazwischenkommende? Vielleicht ist das die Grundfrage, mit der wir uns heute mehr denn je befassen müssen, um zu wissen, wo wir stehen. Denn zwar nicht für jeden auf die gleiche Weise, aber doch für uns alle in steigendem Maße gilt: Es kommt immer etwas dazwischen. Auch dort, wo sich zwei gefunden haben, kommt früher oder später etwas dazwischen, kommt einer oder eine dazwischen – die Figur des Dritten. Und die Verbindlichkeit ist die Auflehnung gegen die Allgegenwart der Abzweigung, die Weigerung, diesem Dritten mehr Platz einzuräumen, als ihm gebührt.

4. Juli: Mein ehemaliger Ressortleiter rief morgens an und fragte, ob ich für eine Reportage nach New York reisen möchte. Ich dachte: Wow, ich war noch niemals in New York. Und sagte ab.

Dann die Sonne. Die lachte mir frech entgegen, schmeichelte mir, um mich zum Spaziergang herauszulocken. Ich zog die Gardinen zu.

Und schließlich der Liveticker zur Griechenland-Krise, der live, na ja, im Zehnminutentakt, davon berichtete, wie eine gewichtige Entscheidung mal wieder vertagt wurde! Er buhlte um meine Aufmerksamkeit, aber ich habe mein Interesse an dieser Berichterstattung vertagt – auf den Sankt Nimmerleinstag.

Ich bin bei der Arbeit geblieben und habe nichts dazwischenkommen lassen. Nur dieses Geschreibsel über meinen ehemaligen Chef, die Sonne und Griechenland.

5. Juli: Die Post streikt. Ich entnehme diese Tatsache der Tageszeitung, nicht dem leeren Briefkasten. Der ist schon vor dem Streik über Tage leer geblieben. Manchmal flattert ein Schreiben meiner Bank oder der Versicherung herein. Ich lege sie ungeöffnet beiseite. Briefe haben ihre Verbindlichkeit komplett eingebüßt. Richtige Briefe werden nicht mehr geschrieben. Ich schreibe auch keine mehr.

Ein Fehler. Meine Frau wünscht sich seit Jahren, dass sie mal wieder einen handgeschriebenen Brief von mir bekommt, wie früher. Wir lebten einige Monate fern voneinander, zu einer Zeit, in der ausgedehnte Auslandsgespräche noch was für die oberen Zehntausend waren. Verbindlichere Zeilen als in diesen Briefen habe ich seither nicht geschrieben. Wir überwinden die räumliche Trennung, indem wir die Zeit mit all den Jahren, die noch vor uns lagen, zusammenschnurren ließen auf einen gemeinsamen unvergänglichen, ewigen Moment: «Auf immer dein!» – «Ich denke an dich, tagein, tagaus.» – «Weil ich ohne dich nicht sein kann.» Die Hand, die das schrieb, zitterte nicht, der Geist, der sich in diese Worte fasste, wankte nicht, mächtiger war er nie. Er unterwarf mit ein paar einfachen Worten eine Welt, in der die Zeit nicht zählte. Das Vergehen der Zeit, es würde sich nicht an mir, nicht an ihr, an uns beiden nicht vergehen, das war mein Gedanke, so hatte ich es mit dem Wörtchen «Immer» am Ende der Briefe verfügt.

Aber: «Welche Kreatur auf Erden kann IMMER sagen?» Das fragte sich der französische Philosoph Vladimir Jankélévitch in seinem Buch über die Ironie.

Was ich mich frage: Ist es immer schwieriger geworden, IMMER zu sagen? Und wenn ja, warum?

Wenn es immer schwieriger geworden ist, IMMER zu sagen, also immer das zu tun, was man auch sagt, müsste es daran liegen, dass uns immer mehr Dinge dazwischenkommen, wie ich bereits sagte, bevor mir der Poststreik und davor das Geschreibsel über meinen ehemaligen Chef, über die Sonne und über Griechenland dazwischenkamen. Woher aber, das war die Frage, kommt dieses Dazwischenkommende?

Es kommt aus der Technik.

6. Juli: Technik ist Naturbeherrschung, Beherrschung der äußeren Welt wie des menschlichen Lebens. Seit die Technik in unser Leben getreten ist ... Halt! Was für ein gefährlicher Satz mir da fast herausgerutscht wäre. Als sei die Technik etwas, das von außen kommend in unser schönes Leben einbricht. Sinnvoller scheint mir die Ansicht, Technik und Mensch seien gleichursprünglich, dass also der Mensch die Technik ebenso hervorgebracht hat wie die Technik den Menschen. Die Technik verdammen? Wäre so unsinnig, wie den Menschen selbst zu verwerfen. Die Technik und den Menschen gibt es nur als das innige, komplizierte Verhältnis beider miteinander. Jenseits der Frage, wer nun die Oberhand in dieser Beziehung erringt, ob es ein stabiles, gleichbleibendes Verhältnis ist, oder ob dieses Verhältnis eine Geschichte hat, die mit der Dominanz der menschlichen Seite beginnt, dann auf einen Wendepunkt zuläuft, an dem die Technik zum Menschen aufschließt, um mit der Emanzipation der Technik vom Menschen zu enden, und jenseits der Frage, ob man diese Geschichte besser als Tragödie oder Komödie beschreiben sollte, ist die Technik erst einmal ein Vervielfältigungsapparat von Möglichkeiten.

Vor zwei Millionen Jahren fabrizierte der Homo habilis sogenannte Chopper, scharfkantige Steine, die ihm ganz neue Möglichkeiten eröffneten: Er konnte damit die Knochen erlegter Tiere aufspalten, um an das nahrhafte Mark heranzukommen. Er konnte den Chopper aber auch seinem Nachbarn über die Rübe ziehen. Die Technik ist Segen und Übel zugleich. Ein Zwangsapparat ist sie zudem: Wenn alle Nachbarn ihren Chopper mit sich herumtragen, sollte man sich tunlichst auch einen zulegen. Auf diesem Gleichgewicht des Schreckens beruht ein Großteil unserer Zivilisation.

Seit der Erfindung des Choppers haben sich die Möglichkeiten des Menschen zu Myriaden gesteigert. Aber die grundlegende Operation, die mit jeder Ausweitung der Technik einhergeht, ist stets dieselbe: Die neue Möglichkeit verdoppelt sich sogleich, sie führt die Möglichkeit des Missbrauchs und der Panne wie einen Schatten mit sich. Und sie führt in den Zwang zur Anpassung. Wer nicht mit der Technik geht, fällt zurück, wenn auch nicht mehr der Drohung des Todes anheim, wie im Fall des Choppers. In den zivilisatorisch fortschrittlichsten Ecken unserer Welt

droht nur noch der soziale Tod. Ich habe das selbst erfahren, ums Jahr 2000. Damals erlebten wir den Durchbruch der Mobiltelefonie, der auch ein Aufbruch in die Unverbindlichkeit war.

Bevor irgendjemand in meinem Freundeskreis eines dieser Geräte besaß, war das Handy Gegenstand unzähliger spätabendlicher Diskussionen. Eine kleine Minderheit schwärmte von der Aussicht, an jedem Ort erreichbar zu sein und von jedem Ort aus die Freunde erreichen zu können. Keine umständlichen Verabredungen mehr, kein qualvolles Warten an der Ecke auf Kumpel, die sich verspäten und von denen man nicht weiß, ob sie überhaupt noch kommen. Fortan würde ein Anruf genügen: «Hey, entschuldige, ich komme ein halbes Stündchen später.» – «Kein Ding!» Und dann malten sie sich aus, wie spannend sich die Abende entwickeln würden. Kein ewiges Herumgehänge mehr in unserer Bar, stattdessen riefte mitten in der Nacht eine Freundin an mit der Nachricht: «Irre Party in der Sternschanze, kommt vorbei!»

Uns anderen schreckte diese Aussicht. Wir fürchteten den Untergang einer uns lieb gewordenen Welt. Wir sahen das Ende unserer Stammkneipe, in die wir auch deshalb gingen, weil dort die Chancen gut standen, dass im Laufe der Nacht der ein oder andere Freund hineintorkelte, in der Hoffnung, auf ein paar bekannte Nasen zu stoßen. Sobald wir alle Handys hätten, würden wir dann nicht kurz herumtelefonieren und nur noch zielgerichtet die Bar ansteuern? Dann verfehlte man sich zwar nicht mehr, aber die ungeplante Begegnung, so argumentierten wir, sei doch eigentlich die schönere. Überhaupt sei ja das größte Glück eine Art Geschenk, eine Gabe, nichts, was man selbst in der Hand habe und mit dem Handy nach Belieben herbeiführen könne. Wir nannten es: das Glück der Verpeilung. Dieses Glück, glaubten wir, sei nur ohne Handy zu haben. Denn das Handy würde uns dazu verführen, ständig abzuchecken, wo noch was los ist, wo wir hinsollten, und immer könnte ein Anruf kommen, von außen, von der Welt dort draußen, die man gerade im Begriff war, zurückzulassen. Immer erreichbar sein, das hieße auch, immer auf Abruf sein. Gerade diese Haltung würde verhindern, uns ganz und gar dieser speziellen Nacht an diesem speziellen Ort hinzugeben, sagten wir und wussten, dass diese totale Hingabe des Publikums an den Ort den Ruf unserer Stammkneipe begründete.

Natürlich dachten wir auch daran, wie es wäre, mitten in der Nacht von seiner Freundin angerufen zu werden: «Wo steckst du eigentlich schon wieder?!»

Woran wir nicht dachten, weil wir alle studierten und zudem noch Geisteswissenschaften: dass wir irgendwann einen Chef haben könnten, der uns am Sonntag, während wir im Freibad liegen, mit der Frage anruft, ob wir nicht mal schnell dieses oder jenes erledigen wollen.

Woran wir auch nicht dachten: dass mal das Kanzlerhandy abgehört werden würde.

Wer weiß, wer in unserem Kreis alles abgehört wurde. Denn natürlich hatten wir nach ein, zwei Jahren alle ein Handy. Wie das so ist: Die Front derer, die sich anfangs verweigern, zerbröseln mit der Zeit. Irgendwann gehört man zur Minderheit, muss sich Sprüche anhören, wird mit Vorwürfen konfrontiert: «Es nervt total, dass du so schwer zu erreichen bist.» Halb aus Höflichkeit, halb aus Angst vor dem Ausschluss, schloss ich zum Stand der Technik auf.

Wir trugen nun alle diese silbernen oder schwarzen Knochen mit uns herum. Und es kam genau so, wie wir vermutet hatten, Jubel und Warnung, beides war angebracht: Das Wort Mobiltelefon meinte nicht nur die Tatsache, dass das Telefon beweglich war, statt an einer Steckdose im Wohnzimmer zu hängen. Auch wir wurden durch das neue Telefon in Bewegung gesetzt! Das Mobiltelefon mobilisierte den Menschen – in Richtung der totalen Mobilmachung. Wir genossen die Freiheit der Beweglichkeit, hüpfen von einer Party auf die nächste, zogen von einer Bar in die andere. Die tausend Möglichkeiten, die sich mit dem Telefon eröffneten, die tausend Nachrichten, die wir einander schickten («Saal 2, in 'ner halben Stunde?» – «Sitz grade an der Elbe, ist super hier, check mal vorbei!»), zogen ein tausendfaches Kommen und Gehen nach sich.

7. Juli: Dasein auf Abruf. Auf dem Sprung sein. Unterwegs sein. Mobil sein. Klar, dass die Verbindlichkeit da einen schweren Stand hat. Sie sibt aus den tausend Möglichkeiten eine aus und sperrt sich gegen alle weiteren. Sie lässt nichts dazwischenkommen. Das zum einen. Zum anderen minimieren die gesteigerte Mobilität und die Ausweitung der

Möglichkeiten aber auch den Schaden, der aus der Unverbindlichkeit erwächst, womit sie selbst zu einer ganz neuen Möglichkeit wird.

Angenommen, du hast dich in der Prä-Mobiltelefon-Zeit um zehn Uhr an der Ecke Reeperbahn / Hamburger Berg mit einem Freund treffen wollen. Dann aber eröffnet sich im Lauf des Vorabends für ihn die Möglichkeit, den Abend in den Armen seiner Angebeteten zu verbringen. Du bist zu diesem Zeitpunkt nicht mehr erreichbar. Entscheidet er sich für die womöglich ziemlich makellosen Arme seiner Angebeteten, fällt ein beträchtlicher Makel auf ihn: Er hat dich hängengelassen, und wie! Dein Abend wird aus einer langen Warterei bestehen. Irgendwann wirst du realisieren, dass er nicht mehr kommt, aber was kannst du dann noch tun? Es ist halb elf, ein Plan B nicht zur Hand, kein anderer Freund erreichbar. Nun dieselbe Situation in der Mobilfunk-Zeit: Ein Anruf des Freundes genügt, du weißt rechtzeitig Bescheid, dass er nicht kommt, und ein Ersatz für ihn ist ohnehin schnell gefunden.

Unter diesen Bedingungen lugt hinter jeder Verabredung die Unverbindlichkeit hervor. Wir sind alle unverbindlicher geworden in unseren Verabredungen, weil uns die gesteigerten Möglichkeiten und die gewachsene Mobilität im selben Zug unverletzlicher gemacht haben.

Wir alle? Mit Ausnahme vielleicht meiner Frau. Sie ist, was ich sehr schätze, bei Verabredungen die Verbindlichkeit selbst. Ich kann mich immer darauf verlassen, dass sie fünf Minuten nach dem verabredeten Zeitpunkt zwar weit und breit nicht zu sehen ist, aber dafür eine SMS schickt, um mir mitzuteilen, sie komme in zehn Minuten, die am Ende, wieder mit totaler Verlässlichkeit, zwanzig Minuten dauern. Warum auch nicht? Ich ziehe dann ein sehr schmales Buch hervor, das ich für solche Fälle immer bei mir trage, «Monsieur Teste» von Paul Valéry, Walter Benjamins «Einbahnstraße», Ernst Blochs «Spuren» oder ähnlich hartes Zeug, Flachmänner der Literatur, die sofort das Herz wärmen und die Gedanken schärfen.

Aber ich wollte eigentlich etwas anderes sagen, was nur?

Vielleicht das: Wir machen uns nicht mehr im gleichen Maße schuldig, wenn wir unverbindlich handeln. Wer nach dem Wert der Verbindlichkeit fragt und nach der neuen Unverbindlichkeit, fragt auch nach der Möglichkeit, Entschuldigung zu sagen. Ein Freund hat dich hän-

gengelassen. Je mehr Schaden dir durch sein Handeln erwächst, desto unverzeihlicher wird es dir erscheinen. Er muss sich dann ziemlich viel Mühe geben, damit du seine Entschuldigung akzeptierst. Ist dir hingegen kaum Schaden entstanden, und kannst du es problemlos nachvollziehen, warum er dich versetzt hat (weil ihr euch tags darauf ohnehin sehen werdet oder weil dir die Überzeugungskraft jener makellosen Arme, in denen er stattdessen liegen konnte, ebenso groß dünkt wie ihm), wird ein formloses «Sorry» per SMS als Entschuldigung glatt durchgehen.

8. Juli: Die Mobiltelefonie ist eine der beiden jüngsten technischen Neuerungen gewesen, die der Unverbindlichkeit auf die Sprünge geholfen hat. Die andere ist natürlich das Internet. Ich nutze soziale Netzwerke nicht, aber habe folgende Anekdote oft genug gehört, um ihr zu glauben, zuletzt von meinem Vetter, der mit Ende vierzig nicht im Verdacht steht, irgendeinem Jugendhype verfallen zu sein: Eine Freundin hatte ihn und neun weitere Bekannte über ein soziales Netzwerk zum Essen eingeladen. Mein Vetter meldete sich als Einziger zurück – um abzusagen. Die Freundin klagte bei der Gelegenheit über die allgemeine Unverbindlichkeit, ohne allerdings zu merken, dass ihre Einladung, über ein soziales Netzwerk verschickt, selbst schon von der Unverbindlichkeit infiziert war, die dem Medium des Internets eigen ist. Die Dinge liegen ähnlich wie im Fall der Mobiltelefonie: Mit dem Internet werden Möglichkeiten multipliziert.

Mit einer E-Mail, einem Eintrag in sozialen Netzwerken lässt sich der Mensch als Masse adressieren. Das führt zu einem Mehr an Kommunikation, wenn nicht zu massenhafter Kommunikation, in der ständig etwas dazwischenfunkelt und die Worte an Gewicht verlieren, flatterhaft werden und unbeständig wie frisches Papiergeld in Zeiten einer Hyperinflation. Gerade habe ich von einer Freundin eine Sammelmail erhalten. «Hurra&Moin allerseits» lautet die Anrede, weniger flapsig hätte sie «Ihr Lieben» schreiben können, um ihren Geburtstag zu annonciieren, den sie «sehr spontan, übermorgen» auch mit meiner Beteiligung zu feiern wünscht. Werde ich hingehen? Hätte sie mir einen Brief geschrieben und mit einer persönlichen Anrede versehen, wäre die Chance grö-

ßer gewesen. Ich hätte dann frühzeitig geantwortet. So hingegen ist es völlig legitim, abzuwarten und, falls etwas dazwischenkommen sollte, «sehr spontan», zwei, drei Stunden vorher, abzusagen.

9. Juli: Die Verbindlichkeit scheint umso stärker zu wirken, je mehr Arbeit sie begleitet. Für eine handgeschriebene Einladung, die per Post verschickt wird, hätte die Freundin viel Zeit und Mühe investiert. Zeit und Mühe können wir als Formen der Zuneigung interpretieren. Wir können sie auch nüchtern als Kosten kalkulieren. Wir sind hier folglich im Bereich der Ökonomie, und wieder gilt: Je höher die Kosten, desto größer wäre der Schaden, den meine Unverbindlichkeit für die Freundin nach sich zöge. Die Einladung per E-Mail kostet weder Zeit noch Geld, der Schaden bei einer Absage ist minimal. Auch emotional wird wenig investiert: Sagen auf eine spontane Einladung, wie sie die E-Mail möglich macht, die meisten der Freunde ab, wird man es auf die Umstände beziehen und es nicht persönlich nehmen.

Der Mensch ist halt ungern verletztlich. Und Technik macht uns unverletzlicher. Technik ist ein Panzer.

10. Juli: Dürfen wir also in der Digitalmoderne zu Recht einen Ausverkauf der Verbindlichkeit beklagen? Ja, aber nur dann, wenn wir zugleich die Gewinne nicht unterschlagen, die der Verlust an Verbindlichkeit mit sich gebracht hat. Auf den technologisch erweiterten Möglichkeitsraum des Lebens will keiner verzichten. Auch scheint die neue Unverbindlichkeit gesellschaftliche Zwangsformen abzubauen. Mit einer Einladung per Brief, wie das bei Hochzeiten und Taufen und anderen verbindlichen Ritualen noch immer der Fall ist, übt man auf sein Gegenüber einen Zwang aus, sich ebenso verbindlich zu verhalten. Der Einladende geht durch die Arbeit, die er in die Organisation des Festes steckt, in Vorleistung, mit dem Kalkül, sie werde gebührend erwidert. Unter diesen Bedingungen verhält sich der Adressat sehr wahrscheinlich verbindlich, nicht unbedingt aber aus freien Stücken. Er erfüllt dann vielmehr die soziale Norm eines symmetrischen Tauschverhältnisses. Je größer die Vorleistung des einen, desto verbindlicher die Antwort des anderen.

Ganz gleich, wie wir diese in symmetrische Tauschverhältnisse eingebettete Verbindlichkeit bewerten wollen: Sie sollte uns als Warnung dienen, dass wir die Verbindlichkeit nicht abstrakt bestimmen können. Ihr Wert und im Zweifelsfall auch ihre Perfidie zeigen sich nur in ihrem jeweiligen Kontext. Diesen Kontext zu übersehen, ist der gängige Fehler jedes kulturpessimistischen Lamentos über unsere ach so unverbindliche Zeit. Der Kulturpessimist schließt sein Leiden an einer unverstandenen Gegenwart mit einer idealisierten Vergangenheit kurz und erhält durch diese Operation Begriffe, die dem Kontext komplett entzogen sind. Der Kulturpessimist ist ein rückwärtsgekehrter Utopist.

Das ist, mit Verlaub, der denkbar größte Mist. Und jede Sehnsucht nach Verbindlichkeit, die sich deren wechselnden historischen Kontext nicht vergegenwärtigt, läuft Gefahr, dieser rückwärtsgewandten Utopie auf den Leim zu gehen. Also auf zu den Historikern! Auf in die Geschichte!

[...]